

# Im Lande der Gottlosen

Autor(en): **Paassen, Pierre van**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **28 (1934)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-136585>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zu einem Kinderspiel wird? Können neben einer solchen Ausstellung Kirchen Christi stehen? Ist eine solche Nebeneinanderstellung noch erträglich? Ist sie nicht noch schlimmer als die Gottlosigkeit der Ausstellung selbst? Können Kirchen neben einer solchen Ausstellung bestehen, ohne sich mit der letzten Kraft gegen sie, das heißt: gegen das, was sie symbolisiert, zu erheben? Aber wo vernimmt man etwas davon? Von einer solchen Erhebung der vielgepriesenen Kirche, nicht bloß dieses oder jenes religiös-sozialen Pfarrers — von einem Zeugnis der *Gemeinde* gegen solche Greuel der Hölle? Wo sind die, welche so unermüdlich gegen die russische Gottlosigkeit ihre Stimme erheben? Seelenruhig, ja zum größten Teil zustimmend, führend sie ihren Betrieb fort. Horch, da läuten ja auch die Glocken, die Dämonen vertreibenden (das war ja ursprünglich der Sinn der Glocken) — aber kaum haben sie begonnen, da erhebt die Sirene ihre Stimme, die Warnsirene: „Flieger kommen! Teufel nahen — getaufte, jedenfalls getaufte! — Dämonen!“

Ach Gott im Himmel, siehe doch darein! O Gemeinde Christi, erwache! Wenn du erwachst, dann hast du die Kraft, Dämonen zu bannen.

*Leonhard Ragaz.*

*Anmerkung.* Die Frauenliga für Frieden und Freiheit hat den vortrefflichen Aufsatz über die Luftschutzausstellung, den *Max Gerber* im „Aufbau“ unter dem Titel: „Man vermag nichts gegen die Wahrheit“ veröffentlicht hat, als Flugchrift herausgegeben. Sie ist von der „*Pazifistischen Bücherstube*“ (Gartenhofstraße 7, Zürich 4) gratis zu haben. Sie sollte massenhaft verbreitet werden. Das ist eine Aufgabe ersten Ranges; das ist wirklich eine Arbeit für das Reich Gottes gegen das Reich des Teufels. Die Luftschutzausstellung wandert durch die Schweiz. Ueberall sollte ihr, wie eine moralische Desinfektion, diese Flugchrift, und vielleicht noch andere der gleichen Art, folgen. Und wer es kann, der helfe durch eine *Geldspende*, daß dieses Werk getan werden kann — ein Werk, so furchtbar notwendig wie keines. Auch kleinste Beiträge sind willkommen. Die „*Pazifistische Bücherstube*“ nimmt sie gerne entgegen. (Postcheck VIII 22327.) L. R.

---

## Im Lande der Gottlosen.

Wir waren zu vier in der „Hartitz-Abteilung“ auf der Reise von Charkow nach Rostow am Don: zwei bedeutende japanische Gelehrte, ein Theologe aus Korea, der Direktor der Akademie von Hamhueng ist, und ich selbst. Die drei Orientalen hatten schon drei Monate lang Sowjetrußland durchreist und wendeten sich nun in leichten Tagereisen südwärts, um sich in Odesa nach Frankreich einzuschiffen, wo sie als Delegierte irgend eines internationalen wissenschaftlichen Kongresses erwartet wurden. Ich habe nie in meinem Leben Menschen gesehen, die so unermüdlich ihre Notizen machten. Jeder von ihnen hatte schon eine kleine Bibliothek mit der feinen horizontalen Schrift des Ostens angefüllt. Der Koreaner, der an der Columbia-Universität in New-

York studiert hatte, war ein Christ, die beiden Japaner aber waren Buddhisten. Als die ersten Strahlen der Morgendämmerung durch die Pappelalleen längs der Eisenbahnschienen brachen, tranken wir miteinander Tee, von welchem die Männer aus dem Osten reiche Vorräte mitführten. Wir bestrichen Schwarzbrot mit Kaviar und ukrainischem Käse.

Eisenbahnfahrten in Rußland sind die herrlichste Gelegenheit für endlose Unterhaltungen. Von jedem Anwesenden wird erwartet, daß er sich daran beteilige. Wir hatten den ganzen vorhergehenden Abend und die halbe Nacht in einem Gespräch mit einem prächtigen Roten Soldaten verbracht, einem Süd-Kaukasier, der in seiner Jugend an einer mohammedanischen Beth-Midraß (Lehrschule) den Koran studiert hatte, aber in seinem Rucksack ein Buch voll der kompliziertesten Probleme der Trigonometrie mit sich führte und mit flammenden Augen erklärte, daß Allah für ihn nun „Mathematik, Klinik, Dynamik, Traktoren“ bedeute! Die Orientalen hatten nachher viele Seiten damit ausgefüllt. Am Morgen nun redeten wir über die Religion in Neu-Rußland. Ich fragte einen der japanischen Gelehrten, was nach drei Monaten des genauen Studiums und der scharfen Beobachtung in der Sowjet-Union seine Ansicht über diesen Gegenstand sei. Statt eine Antwort zu geben, fragte mich der Buddhist: „Haben Sie einmal das Neue Testament gelesen?“ Als ich das bejahte, fuhr er fort: „Wohlan denn, haben Sie den Text gelesen: „Nicht die, welche Herr, Herr sagen, sondern die, welche den Willen des Vaters tun...“? „Diese Worte“, sagte er dann, „drücken die Art aus, wie ich die russischen Dinge ansehe. Denn ich glaube, und meine Kollegen hier stimmen darin mit mir überein, daß trotz dem erschreckenden Elend, das durch den Weltkrieg und den Bürgerkrieg erzeugt worden ist, sowie durch die von den Bolschewisten nicht verschuldete wirtschaftliche Isolierung, in diesem Lande die Menschen auf dem Wege zu einem Ideal sind, das auch das christliche, und, wie ich hinzufügen darf, ebenso das buddhistische ist. Schritt für Schritt, zeitweilig mühsam, heben sie die Massen zu einer neuen Freiheit, einem neuen Leben empor, und das ist etwas so unendlich Wertvolles, daß wir Orientalen darauf mit einer beinahe religiösen Ehrfurcht blicken.“

Wie eifrig öffneten sie ihre Notizbücher, als ich ihnen erzählte, daß der Franzose Henri Barbusse in seinem Buche über Jesus den Propheten von Nazareth als „Einen von den Unfrigen“ beansprucht habe, als einen frühen Märtyrer für die Ideale der menschlichen Freiheit und Bruderschaft und einen leidenschaftlichen Vorkämpfer für die Sache der Unterdrückten dieser Welt.

Wir wurden durch das Hereinkommen eines neuen Reisenden unterbrochen, eines Mannes mit schwarzem, geringeltem Haar, von etwa vierzig Jahren, mit ausgesprochen semitischem Typus. Noch bevor der Zug die Station verließ, hatte er sich unserer Unterhaltung

angeschlossen. Seine Kleider waren abgetragen und fogar schäbig, aber er führte eine prachtvolle Ledermappe mit. Es stellte sich heraus, daß er mit der Sowjetjustiz verbunden war. Bald laufchte ich feiner yiddifchen Erzählung eines Mordfalles, der ihn nach Sliginkoff führte und überfetzte feinen Bericht für meine orientalifchen Mitreisenden ins Englifche. Ein betrunkenener Bauer, fo lautete die Gefchichte, hatte in einem Streit über ein Schwein feinen Nachbarn erfchlagen. Zwei Wochen lang hatte der Mörder fich verborgen gehalten, dann aber hatte er fich felbft der Polizei übergeben und freiwillig fein Verbrechen eingestanden. Unfer jüdifcher Freund mußte als Präfidant des Gerichtshofes fungieren, der über den Mörder das Urteil zu fprechen hatte. „Es gibt in der Sowjet-Union keine Todesstrafe für Mord“, erklärte er, „außer in Fällen, wo der Mord deutlich konterrevolutionärer Natur ift. Zum Beifpiel“, fuhr er fort, „waren wir genötigt, einige Todesurteile auszusprechen in Fällen, wo Mohammedaner ihre Frauen getötet hatten, weil diefe ihre Schleier abgelegt. Durch ihres Mollahs wegen dem Bruch alter Ueberlieferungen in einen „heiligen“ Zorn hineingepeitscht, wurden manche junge Kameradinnen durch ihre Gatten oder Verwandten hingefchlachtet, ihre Körper in Stücke gefchnitten und nach Moskau verfchickt. Und das aus keinem anderen Grunde, als weil fie den Schleier abgelegt.“

Unfer jüdifcher Reifegefährte lud uns ein, an der nächften Station — es war Sliginkoff — auszufteigen und feine Gäste zu fein bis zur Schlußfifzung des Gerichtshofes, der den Fall, von dem er gefprochen, zu verhandeln hatte. Wir nahmen gerne an, und zwei Stunden fpäter faßen wir in dem Gerichtssaal . . . auf der Bank unmittelbar bei dem Richter, unfere neuen Freunde. Der Mörder wurde hereingebracht, und wir hörten die Argumente der beiden Anwälte an. Von Zeit zu Zeit unterbrach der Richter die Reden und fragte den Angeklagten, ob er die Worte feines Anklägers und feines Verteidigers wirklich verstanden habe. Er tat das auf eine fehr fchlichte Weife; er fprach zu dem Gefangenen wie ein Vater zu feinem Sohn. Es war im Ton feiner Stimme nichts, was den Mufchik erfchrecken konnte, noch war in dem ganzen Milieu der Verhandlung etwas, das Angft einflößte. Der Richter trug keine Toga. Seine Kleider waren abgenutzt, fein Kragen an den Ecken zerriffen. Um fich zu vergewiffern, ob der Mufchik folgen könne, ließ ihn der Richter von Zeit zu Zeit das Wefentliche von den Argumenten, welche die Anwälte vorbrachten, repetieren. Dann kam das Urteil. Zuerft fragte der Richter den Mörder, ob er über feine Tat tief betrübt fei, und der Mufchik antwortete unter Tränen, daß er nicht gewußt habe, was er in der Betrunkenheit getan. „Wenn dem fo ift“, antwortete der Richter, „fo will ich nun das Urteil fprechen. Wenn ich verhängen, daß Ihr für eine Reihe von Jahren ins Gefängnis follt, dann begehe ich ein Verbrechen gegen mich felbft — gegen die Gefamtheit. Denn wenn Ihr im Gefängnis feid, dann wird

eine Familie mehr ihres Ernährers beraubt sein. Darum ordne ich an, daß Ihr nie mehr einen Tropfen Wodka anrühren sollt, denn Ihr seht ja, was für einen Toren und Verbrecher der Alkohol aus Euch gemacht hat. Ich verurteile Euch dazu, daß Ihr jeden Frühling das Land Eures Opfers pflüget, bevor Ihr das eigene bestellt und daß Ihr jeden Herbst vor der Eurigen die Ernte Eures Opfers einbringet und daß Ihr dies für sechzehn Jahre tut, bis die Kinder Eures Opfers erwachsen und fähig sind, selbst für ihre Mutter zu sorgen. Nur auf diese Art werdet Ihr imstande sein, Euer Verbrechen gegen die Gesellschaft gutzumachen.“

Der Mufchik schwur bei Gott und den Heiligen, den Urteilspruch gewissenhaft auszuführen.

Als alles uns übersetzt worden war, saßen wir für eine Minute in atemlosen Schweigen. Der koreanische Herr lehnte sich gegen mich und flüsterte auf Englisch: „Beinahe biblisch in seiner Einfachheit. Wie froh bin ich, daß ich hierher gekommen.“ „Ein weises Urteil“, winkte der Buddhist, als er nach seinem Notizbuch langte. „Ein christliches Urteil!“ sagte ich. Des Richters ernstes Gesicht leuchtete in einem Lächeln auf. Er zuckte mit der Schulter und schüttelte sein Haupt: „Ein sozialistisches Urteil!“ korrigierte er mich.

*Pierre van Paassen.* (Uebersetzt von L. R.)

## Ordnung und Freiheit.<sup>1)</sup>

Jedermann rühmt sie; sie empfiehlt sich schon durch ihren Namen: niemand würde es wagen, ihr Gegenteil zu rühmen; um die Unordnung annehmbar zu machen, muß man sie als eine vollkommenere Ordnung darstellen. Aber was ist Ordnung ohne Tätigkeit? Was ist Ordnung ohne Leben? Und was ist folglich, im Bereiche sittlicher Wesen, Ordnung ohne Freiheit? Unter einem groben Anschein von Ordnung ist es gerade die Unordnung. Außerliche Ordnung kann einem geübten Blick tiefe Unordnung verraten, gerade wie er umgekehrt in äußerlicher Unordnung tatsächliche Ordnung herausfinden kann. Wenn Symmetrie an ihrem Orte gut ist, wenn sie sogar überall dort die wirkliche Ordnung ist, wo eine andere nicht möglich ist, so ist sie da, wo sie nicht am Platze ist, gerade das Chaos. Wir sind sicher genötigt, in allen menschlichen Einrichtungen der Symmetrie eine große Rolle einzuräumen. Sie ist gleichsam deren Rahmen. Aber sie ist nicht das Bild. Versuchen wir darum, uns von ihr einen richtigeren Begriff zu machen. Wir dürfen sie nicht bloß in dem erblicken, was zwingt und in dem, was einschränkt, da doch diese Zwangsmaßregeln

<sup>1)</sup> Diese Aeußerung eines der gewissenhaftesten Männer, welche die Geschichte kennt, möchten wir den vielen heutigen Lobrednern der „Ordnung“ ins Stammbuch schreiben. D. Red.